

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 4. September 1902.

(Nachdruck verboten.)

Idealisten.

Roman von H. C. Lange.

(Fortsetzung.)

Wie zarte Knospen nach langer Winterkälte sich schüchtern regen, so waren in seinem erstarrten Herzen zarte Hoffnungen aufgekeimt; doch just, da sie die Köpfe vertrauensvoll zum Licht emporheben wollten, fuhr eine kecke Hand über sie hin und brach sie dicht über der Wurzel. Noch einmal hatte er den lang vergessenen Traum von Frauenliebe und Familienglück angesponnen, doch nun, da er eben zaghaft daran dachte, ihn in die Wirklichkeit zu übersetzen, war es zu spät. Jener andere, der ihm zuvor gekommen war, der hatte nicht geträumt, der hatte gehandelt.

Otto Gabriel hatte das Dessnen der Thür überhört; erst seiner Schwester Aneide schreckte ihn aus dem Brüten empor. Ein Privatgast warte drüben seiner? Ach ja, das war ja der Glückliche, dem Mariannens Herz gehörte, dem sie ihr Lebensschiffchen auf gute und böse Fahrt vertrauen wollte, und der nun gekommen war, ihn um seinen Segen zu bitten, pro forma natürlich nur, denn zu sagen hatte er ja im Grunde nichts.

„Ich komme“, sagte er hart.

Gans Förster wandte dem eintretenden Manne seine fröhlichen Augen zu.

„Sie haben uns gestern gewissermaßen auf frischer That ertappt, Herr Rechtsanwalt, und fordern nunmehr Rechenschaft. Marianne empfindet für Sie die herzlichste Zuneigung, darum bin ich Ihnen dankbare Verehrung schuldig; ich empfinde sie thalischlich. Wenn es irgend einen Menschen giebt, dem ich das Recht einräume — nicht zu entscheiden über meine Verbindung mit Marianne von Eichholz, das ist undenkbar — aber in sorgenvoller Anteilnahme zu fragen: wie soll das Leben sich gestalten, das Du diesem Mädchen bietest, so sind Sie es, Herr Rechtsanwalt.“

Gabriel nickte schwermüthig.

„Sie thun wohl, Herr Förster, mich von vornherein in meine Schranken zu verweisen. Ich habe kein Recht, mich in Ihre allereigensten Angelegenheiten zu mischen; wenn Sie mich überhaupt hören, so ist das eine ganz besondere Freundlichkeit, die ich aber höflichst gebeten werde, nicht über ein gebührendes Maß auszunutzen. Ist's nicht so?“

Gans Förster sah den Sprechenden befremdet an.

„Ich verstehe nicht entfernt den bitteren Ton, den Sie anshlagen.“

„Lassen Sie mich sagen“, fuhr der Rechtsanwalt erregt fort, „daß ich das Recht, das mir alte Freundschaft giebt, auszunutzen

gedenke, daß ich mich nicht scheuen werde, um der guten Sache willen auch einmal über die eng begrenzte Linie hinauszugehen, daß ich meinen ganzen Einfluß aufbieten werde, das Mädchen vor einem unüberlegten Schritt zu bewahren, denn ihr Schicksal ist mir theuer, so theuer, wie mir nur das des eigenen Kindes sein könnte.“

Förster war heftig aufgesprungen.

„Herr Rechtsanwalt, was veranlaßt Sie, anzunehmen, daß es ein Schritt ist, den Marianne einmal bereuen wird? Giebt es wohl eine sicherere Gewähr für das Glück, als unsere impulsive Liebe?“

„Sie ist mir eben gar zu impulsiv. So ein jäh aufflammendes Feuer verheert und verzehrt; für die Ehe bedarf es der ruhigen, dauerhaften Flamme, an der es sich traulich niederzigen läßt.“

Gans Förster mußte innerlich lächeln über das alte Bild, das Gabriel in seiner zärtlichen Sorge herbeigeholt hatte. Er fühlte seinen Groll schwinden und sah nur voll Bewunderung in die erregten Züge des Mannes. Und um so ein kümmerliches Herdfeuer zu entzünden, sollte der lichte Brand in seinem Herzen nicht ausreichen?

„Wovon wollen Sie aber den eigenen Herd gründen?“ fragte der Rechtsanwalt schroff. „Haben Sie auch bedacht, daß dazu allerlei gehört, daß das Mädchen, welches Sie sich erwählt, arm — aber auch ganz arm ist?“

„Herr Rechtsanwalt, ich will nicht annehmen, daß Sie mich kränken wollen. Spekulation ist wohl mein kleinstes Laster.“

„Freilich, ich mache Ihnen auch vielmehr den Vorwurf, daß Sie zu wenig an die materielle Seite der Sache gedacht haben.“

„Ich habe gute Einnahmen. Wenn mein Vater, der über die bürgerliche Stellung der Dichter eine sehr klägliche Meinung hat, davon wüßte, ich glaube, er schließe die Hände über den Kopf zusammen, ich könnte am Ende gar um die Schulzentochter in Schönholz freien. Meine letzte Arbeit deckt den Lebensunterhalt für ein halbes Jahr.“

„Für ein halbes Jahr — und dann?“

„Dann schaff ich mehr. Ich fühle eine unerschöpfliche Fülle von Ideen, die alle nach Gestaltung ringen; der Reichthum quält mich manchmal, läßt mich oft von einer zur andern greifen —“

„Ja, wenn nun aber die Kunst zur Ernährerin werden soll, heißt's einen Stoff streng festhalten — ausführen. Einen Hausstand unterhalten ist etwas anderes, als Ihr Junggesellenheim in seiner zigeunerhaften Freiheit und Sorglosigkeit.“

„Von dieser zigeunerhaften Sorglosigkeit, dieser Mißachtung materieller Genüsse besitzt Marianne auch etwas; wir sind beide kraftvolle, gesunde Naturen, sorgen Sie sich nicht, Herr

Rechtsanwalt, wir werden den Weg zur Höhe finden, in unserem Sinne zur Höhe.“

Mit seltsamem, verlorenem Blicke sah Gabriel den Sprechenden an. Ja, ja — Ihr seid beide gesunde, kraftvolle Naturen. —

Da öffnete sich die Thür vom Nebenzimmer und Fräulein Minna schaute mit glücklich geheimnißvollem Lächeln herein. „Marianne ist da,“ meldete sie.

„Kommen Sie, Herr Förster, Marianne erwartet uns wohl!“ Der Rechtsanwalt erhob sich und ging voran in sein Zimmer, wo Marianne mit nachdenklich aufgestütztem Kopf vor dem Schreibtisch des Hausherrn saß. Als sie die Schritte der Eintretenden vernahm, fuhr sie auf und sah ihnen vertrauensvoll entgegen.

„Nun, Liebes, Du wagst es mit mir? Dieser Herr,“ Hans Förster zeigte mit komischer Entrüstung auf den Rechtsanwalt, „geht mit dem ruchlosen Gedanken um, Dich gegen mich und meine Fähigkeiten als ehrfamer Ehemann argwöhnisch zu machen. Nimm Dich also in acht, Du bist gewarnt. Wir sind äußerst feine Diplomaten, nicht wahr?“

„Herr Förster, ich muß Ihnen einige Fragen vorlegen.“

„Herr Förster ist nicht kommentmäßig. Ich weiß nicht, ob ich mich zur Beantwortung verstehen werde, wenn Du Dich solch' unpastender Anrede bedienst.“

Ein bittender Blick Mariannens streifte den Rechtsanwalt, der, in der Fensternische stehend, mit gequältem Ausdruck auf das Paar blickte; er verstand, winkte auch der Schwester zu und ging mit ihr in den Salon zurück.

Marianne zog Förster auf den Divan am Kamin und nahm neben ihm Platz, die Stirn ein Weilchen, wie um Muth zu fassen, an seine Schulter gelehnt.

„Nun höre mich an, Geliebter,“ bat sie, „und nimm meine Sorgen ernst.“

„Ich bin so ernst wie der steinerne Gast in Don Juan; reicht das aus?“

„Biemlich. Also in erster Linie: Hast Du auch wohl bedacht, ob ich Dir immer genügen werde? Ich bin doch sehr viel einfacher, als Du vielleicht annimmst; werde ich Deinen Ideen immer folgen können?“

„Schmiedschnad, sagt mein Vater. Diese Bescheidenheit gewöhne ich Dir noch ab, sie macht Dir inzwischen aber keine Unruhe. Also sub I, mein liebes Herz, ich hab's bedacht. Alle Folgen kommen über mich und meine Kinder.“

„Du bist nicht ernst, Hans! In diesem lustigen Spott, mit dem Du meine Seelenangst abthust, spüre ich Deine Ueberlegenheit, daß Du mit mir spielst wie mit einem Kinde.“

„Siehst Du, Liebchen, das wird die Bescheidenheit schon ein wenig einschränken.“

„Nun zweitens: Hans, Du weißt, ich habe eine jüngere Schwester.“

„Ganz recht, Freifräulein Magdalene v. Eichholz. Das blaue Blut kommt bei ihr beinahe äußerlich zum Vorschein; zart, fein und zimperlisch; geht einmal, wenn sich der blaublütige Freiherr nicht dazu findet, in ein adliges Fräuleinstift. Was soll's jetzt mit der jungen Dame?“

„Sie ist mir von der Mutter ans Herz gelegt worden; ich bin für sie verantwortlich.“

„Sawohl, Geliebte, und Du hast Deine Pflicht voll und ganz erfüllt; aber nun ist sie doch erwachsen.“

„Aber nicht erwachsen genug, um allein in der Welt zu stehen. Sie muß mit in das Haus, das Du mir bietest.“

Eine hohe Röthe war in Mariannens Gesicht gestiegen; eine traurige Entschlossenheit sprach plötzlich aus ihren braunen Augen.

„Marianne, für Deine Schwester soll gesorgt werden, wenn sie sich selbst keine Existenz schaffen kann; laß uns nur einmal in Ruhe das „Wie“ erwägen. Aber in unsere Ehe kann sie nicht mit hinein; wir beide allein, gesund und stark und guten Willens, wir wollen den Flug zur Höhe antreten. Deine sentimentale Magdalene dazu, das wäre ein Bleigewicht, dessen Schwere Du wohl kaum ganz erwogen hast.“

„Ich habe es erwogen, Hans, und ich fühle wohl, das Opfer ist zu groß; es wäre sündhafter Egoismus, wenn ich es Dir zumuthen wollte. Es war ein schöner Traum, den ich geträumt; aber ich bin zu schnell zur Wirklichkeit erwacht und zum Bewußtsein meiner Pflicht.“

„Marianne, Du redest in Ekstase! Dir scheint die Rolle einer Märtyrerin erstrebenswerth. Glaub' mir, das ist nichts Gefundes, nichts Berechtigtes. Das stärkste der Gefühle ist die Liebe des Weibes zum Manne; das war von Anbeginn so, und es ist recht so.“

Er hatte die Hände des Mädchens erfaßt und presste sie innig in den seinen.

„Die stärkste meiner Empfindungen ist meine Liebe zu Dir,“ erwiderte Marianne mit ersticker Stimme, „aber ich darf ihr nicht nachgeben, wenn ich nicht meine heiligsten Pflichten verletzen will. Meine Schwester gehört zu mir und ich zu ihr.“

„Marianne, täusche Dich nicht grausam über Dich selbst. Deine beste Kraft bleibt gebunden, wenn Du dies Leben mit Deiner Schwester weiterlebst. Du mußt frei sein, Marianne, ich lasse Dich nicht!“

Das Mädchen war von dem niedrigen Divan herabgeglitten auf das große braune Fell, das vor demselben ausgebreitet war; ihre Hände hielt noch immer der Mann und suchte sie, die leise Weinende, zu sich emporzuziehen. Mit mühsam verhaltenem Unwillen jah er auf die zusammengesunkene Gestalt herab.

„Ist dies noch meine vernünftige, frische, klarsichtige Marianne?“ fragte er grollend. „Wie ist solch' ein Wandel binnen vierundzwanzig Stunden möglich? Hast Du Dich bereits anstecken lassen von den Bedenken des verehrten Herrn Vormunds, und kommen jetzt vielleicht noch sämtliche Vettern und Tanten, die jeder die Sache an einem andern Zipfel ergreifen werden, um Dir zu beweisen, wie unsolide sie konstruirt ist?“

Marianne hatte sich langsam erhoben und versuchte durch ihre Thränen zu lächeln.

„Nein, nein, Geliebter, kein Mensch soll Einfluß auf unser Schicksal haben; das müssen wir uns selber gestalten.“

„Siehst Du, das war doch endlich mal wieder ein vernünftiges Wort, und wir werden es uns auch selber gestalten. Laß uns morgen versuchen, dem „Wie“ dieses Gestaltens näher zu rücken, bei Dir, ja? — nicht hier; die Atmosphäre dieses rechtsanwältlichen Hauses mit seinen soliden Prinzipien fängt an, mir die Brust zu beklemmen. Ich gehe jetzt. Also auf morgen, mein Lieb!“

Er fühlte sich wirklich geniert, es eilte ihm, aus dieser Schwüle herauszukommen und die Lungen wieder mit frischer Winterluft zu füllen.

Marianne stand, nachdem er gegangen war, unbeweglich auf demselben Fleck und starrte auf die Thür, die sich hinter ihm geschlossen. Und so stand sie noch, als Tante Minna mit jugendlicher Lebendigkeit hereingeeilt war, sie in den Arm nahm, wie um bei einem etwaigen Gefühlsausbruch gleich bei der Hand zu sein.

„Marianne, Kind, welche Ueberraschung hast Du uns gemacht! Da werden wir nun wohl Weihnachten die Geschichte gänzlich in Ordnung bringen, wie? Eine Verlobung unter dem brennenden Tannenbaum ist ja auch so poetisch!“

Marianne machte sich fachte frei und murmelte mit einem eigenen, wehen, um Vergebung bittenden Blick: „Darüber haben wir noch garnicht nachgedacht, und es ist ja auch gleich, wann. — Ach, vergieb, wenn ich jetzt still nach Hause gehe; ich bin jetzt zu erregt, um Dir Rede stehen zu können.“

„Wenn Du kein Vertrauen zu mir hast,“ sagte das Fräulein schmollend, „glückliche junge Bräute pflegen sich sonst recht gern einer theilnehmenden Seele gegenüber auszusprechen; aber Du machst natürlich alles anders als andere Mädchen. Und eigentlich könntst Du Dir wohl denken, daß ich über das „Wie“ und „Woher“ dieser plötzlichen Liebe und Verlobung Details wissen möchte.“

„Gewiß, Tantchen, ich will Dir ja auch nichts vorenthalten; nur nicht gleich.“

„Nun, ich will Dich nicht drängen,“ sagte Fräulein Gabriel kühl, „Du bist ja auch vollkommen Dein freier Herr.“

Sowohl, Marianne wußte, wie frei sie war, sie nickte wehmüthig und ging dann mit kurzem Gruß leise hinaus. Sie schlich durch das Wohnzimmer in den Korridor hinaus, um einer Begegnung mit Gabriel aus dem Wege zu gehen. Ihre augenblickliche Seelenverfassung litt keine Kusssprache mehr.

Fräulein Minna sah sich in sehr ärgerlicher Stimmung allein. War das ein Benehmen! Ihr Haus suchte man sich zum Schauplatz der Kusssprache und Verlobung auf, und ihr, der stellvertretenden Hausfrau, die am Ende doch auch ein Wörtchen mitzureden hatte, ihr gönnte man kaum ein aufklärendes Wort. Sie sollte sich einfach mit dieser Ueberrumpelung zufrieden geben und nicht einmal fragen dürfen: wo und wie habt Ihr Euch kennen gelernt, und wie solls weiter mit Euch werden? Was man von dieser stolzen, auf ihre Selbstständigkeit pochenden Marianne nicht alles gewärtigen mußte! Die anschniegende, aufrichtige Lena mit ihrer echt weiblichen Hülflosigkeit war ihr doch tausendmal lieber. Und der Bruder schien sich auch in Schweigen und Zurückhaltung hüllen zu wollen, mehr als ein „ja“ und „nein“ hatte sie bei ihren schüchternen Bohrungsversuchen noch nicht aus ihm herausbekommen. Energischer vorzugehen, wagte sie nicht, lag garnicht in ihrer ängstlich bescheidenen Art dem vergötterten Bruder gegenüber. Und zu dem — lag es nicht seit gestern wie eine Wetterwolke über seiner Stirn, und stand die am Ende gar in Verbindung mit dieser seltsamen Verlobungsgeschichte? Wie eine glückliche Braut hatte Marianne übrigens auch nicht ausgesehen. Tante Minna schüttelte verzweifelt den Kopf. Sie fühlte sich von lauter Rathseln umgeben — entschieden ein ungemüthlicher Zustand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Kuß-Plauderei.

Von C. Reichner.

Der Kuß ist eine ganze Seele.

„Der Kuß ist das erste und letzte Wort der Liebe!“ sagt der französische Roman-Schriftsteller Adolphe Belot; während unser deutscher Romantiker Ludwig Tieck erklärt: „Der edle Kuß — der Liebe heiligster Gemüß!“ und der geistvolle Satyrer Saphir die Liebes-Küsse und Schwüre mit Briefsiegeln vergleicht, die „heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden.“

„Warum die Menschen sich eigentlich küssen?“ hat schon Schöffels weiser Vater Sidigeigei gefragt. Ja, warum küssen sich die Menschen? Oder, richtiger gesagt: Warum küssen sie sich „jetzt“? Denn allem historischen Anschein nach ist der Kuß trotz seines hohen Alters im ganzen Alterthum in seiner heutigen Bedeutung nicht gewürdigt worden.

Wer wohl der eigentliche Erfinder oder Entdecker — bezw. Erfinderin oder Entdeckerin — des ersten Kusses war? Vielleicht der erste Mann, das erste Weib! Wenigstens berichtet die Sage, daß einst im Paradiese ein fürwichtiges Dienlein dem ersten Menschenpaar als Wegweiser gedient habe, weil es von den rothen Granatblüten, für die es Frau Evas Rippen hielt, süßen Honig naschen wollte.

Vielleicht auch stammt der allererste Kuß von einer anderweitigen Beobachtung des Naturlebens her: dem Schnäbeln und Nzen der Vögel, oder wie es der englische Schriftsteller Steele im 17. Jahrhundert ausdrückt: „Die Natur ist die Urheberin des Kusses.“ Darwin aber, Englands großer Naturforscher und Affentheoretiker, behauptet, „wir Europäer seien des Küssens so gewöhnt, daß man es für der Menschheit angeboren halten könnte und daß es im Grunde darauf beruhe, mit einer geliebten Person in Verührung zu kommen —“ ein Vergnügen, das verschiedene Nationalitäten, wie Neuseeländer und Lappen, durch das Aneinanderreiben der Nasen kund geben, während andere Völker durch Reiben und Klopfen der Arme oder Brust oder durch Streicheln des eigenen Gesichtes mit den Händen und Füßen anderer dem selben inneren Triebe folgen.

Wie bei den verschiedenen Nationen geküßt und nicht geküßt wird, darüber ließen sich interessante, für die Völker charakteristische Studien machen. Sehr beliebt ist der Kuß, speziell der Wangenkuß, in Frankreich. Dort küssen sich nicht nur Gatte und Gattin, Bruder und Schwester, Freund und Freundin, sondern es widerspricht auch nicht der Schicklichkeit, wenn die Frau des Hauses bei besonderen Gelegenheiten einem Freund die Wange zum Kusse darbietet.

Weniger gebräuchlich ist der Kuß in England, auch unter den Familienmitgliedern. Namentlich küssen sich die Männer nicht, die zuweilen — falls sie der obersten Gesellschaft angehören — damit sogar gegen ihre Gattin nicht gerade verschwenderisch zu sein scheinen. So soll ein Herzog von Somerset einst seiner zweiten Frau, obwohl sie gleichfalls hoher Abkunft war, eine ernste Rüge ertheilt haben, als sie sich „erdreistete“, ihn in einer liebevollen Aufwallung zu küssen. „Mylady!“ sprach feierlich der stolze englische Aristokrat: „Meine erste Gemalin war eine geborene Percy, und doch hätte sie sich nie eine solche Freiheit mir gegenüber herausgenommen!“

Noch zurückhaltender betreffs des Kusses ist man in Schottland. Dort küßt sogar die zärtlichste Mutter ihren Sohn nur selten, selbst dann nicht, wenn er noch im Kindesalter steht; ist er aber schon erwachsen, so würde sie glauben, sich durch einen Kuß geradezu in ihrer Würde etwas zu vergeben. Da man in den nördlichen Ländern, wo meistens der Mund geküßt wird, den Kuß in erster Linie als Privilegium für Liebende zu betrachten pflegt, so zählt das Gesetz sogar den Raub desselben zu den „strafbaren Handlungen“ und verurtheilt ihn als solche.

Ein originelles „Kußverbot“ wurde vor einiger Zeit im freien Amerika geplant. Man wollte die Straßenbahnwagen in Newyork mit Plakaten zieren, welche die denkwürdige Inschrift „Umarmen und küssen nicht gestattet!“ tragen sollten, da die Abendpassagiere dieser Wagen sich vielfach über die Zärtlichkeiten der mitfahrenden Liebespaare beschwerten.

Eigenthümlicherweise giebt es Land und Leute, die das Küffen garnicht kennen, weder in China noch in Japan, in Indien oder Birma, wo selbst eine liebende Mutter garnicht daran denkt, das Rosenmäulchen ihres kleinsten Herzblättchens zu küssen.

Ein gern gesehener Gast ist der Kuß dagegen in einigen alten Volksgebräuchen, z. B. beim alljährlichen Oster-Bruderkuß der Russen, der den Unterschied von Rang und Stand, auch zwischen Mann und Weib, für kurze Zeit durch allgemeines

Wangenküssen aufhebt. Ein festliches Kuß-Zeremoniell herrscht auch in Griechenland für vorschriftsmäßige Massenausheilung von Küßen bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei der Vermählung des Kronprinzen, wo die Braut nicht weniger als 150 Küße im Familienkreise auszutheilen hat.

Seltfam ist der Kußgebrauch einer Gemeinde Rumäniens, am Tag des heiligen Theodor (9. November), wenn zu Salmagen der große Jahrmart stattfindet, an welchem die Einwohner von 60 bis 80 Dörfern theilnehmen. Namentlich junge neuverheiratete Frauen sind es, die dort in ihrem schönsten Schmuck erscheinen, mit Blumen gezierte Weinkrüge in den Händen tragen und alles, was ihnen begegnet, erst küssen und dann den Krug zum Nippen darbieten, worauf sie der Sitte gemäß ein kleines Geschenk für diesen Doppelgruß erhalten, dessen Zurückweisen eine arge Beleidigung der Spenderin, wie ihrer ganzen Familie, bedeuten würde. Was den Ursprung dieses altrumänischen Volksbrauches beim sogenannten „Kuß-Markt“ zu Salmagen anbelangt, so lautet die wahrscheinlichste der verschiedenen Erklärungen, daß derselbe jener Zeit entstammt, als die Türken in Rumänien einfielen, um junge Frauen zu rauben, denen es jedoch gelang, glücklich wieder aus der Gefangenschaft zu entfliehen. In ihrer Herzensfreude über diese unerhoffte Rettung sollen sie bei ihrer Heimkehr nach Salmagen, wo gerade Jahrmart war, jeden, der ihnen in den Weg kam und sie beglückwünschte, zum Gruß und Dank geküßt haben.

Auch andere historische Küße haben sich ein Andenken bei der Nachwelt gesichert, z. B. jener politische Kuß, den einst die schöne, geistvolle Herzogin von Devonshire in England einem Londoner Metzgermeister gab, da sie erklärt hatte: Wer für den Herzog, ihren Gemal, bei der Wahl stimmen werde, erhalte von ihr einen Kuß! Sie machten alle Beide ein gutes Geschäft damit. Der Metzgermeister sorgte für Stimmen und der herzogliche Kuß wurde ihm zur wirksamen Reklame.

Eine zweite politisch-historische Kuß-Erinnerung bildet der militärische Kuß-Handel der Herzogin von Gordon, welche, als es in England noch schwer hielt, Soldaten anzuwerben, jedem Rekruten, der in die Armee eintreten würde — einen Kuß oder einen Schilling bot, was einen Veteranen zu dem Kompliment veranlaßte: „Ein Schilling ist ein gar vergänglich Ding, dagegen ein Kuß von den Lippen der gnädigen Frau Herzogin läßt jahrelang balsamischen Duft auf dem Munde des Soldaten zurück!“

Schöner noch, jedenfalls aus schönerem Munde war das Kompliment, welches einen historischen Kuß andern Genres begleitete, den einst im 15. Jahrhundert Margarete von Schottland, Gemalin des Dauphins und späteren Königs Ludwig XI. von Frankreich, am dortigen Hofe dem geistvollen, witzigen Redner und Dichter Main Chartier (1386—1449) genannt „Vater der Beredsamkeit“, gab, als sie den berühmten, ungewöhnlich häßlichen Mann in seinem Sessel eingeschlafen fand. Auf den entsetzten Ruf ihrer Hofdame, daß sie den häßlichsten Mann von ganz Paris geküßt habe, erwiderte die Prinzessin ruhig: „Ich habe nicht ihn geküßt, sondern seinen Mund, der so viel Schönes sagt!“

Auch zu den Küßen von gewissermaßen historischem Werth, wenngleich viel neueren und moderneren Datums, sind wohl diejenigen zu zählen, welche es zu einer renommierten Spezialität im Gesellschaftsleben gebracht, wie z. B. der bekannte „Pfänderkuß“, den der satyrische Eduard Maria Dettinger „Wein ohne Blume, Punsch ohne Rum, Suppe ohne Salz“ nannte, ferner die beliebten „Baiser's“ der Berliner, oder die süßen „Bussel'n“, die eine nationale Schleckerei im Süden Deutschlands bilden. Sogar im Tanzschritt hat der Kuß die Welt erobert, als: „Il Baccio“, der

italienische Kuß - Walzer von Arditi, vor einigen Jahrzehnten überall die Kunde machte.

Die verschiedenen und verschiedenartigen, hervorragenden Spezies der Küße zu registriren, dürfte fast unmöglich sein. Welch eine weite Skala liegt zwischen dem heißen Liebes-, zärtlichen Gatten-, warmen Freundschafts-, väterlichen Stirnkuß und dem gedankenlosen Gewohnheits-, kühlen Zeremonien-, formellen Gratulations-, falschen Judaskuß! Welch ein Unterschied besteht zwischen dem schüchternen oder ehrfurchtsvollen Respektkuß auf die Hand, von welchem unser großer Epigrammatiker Friedrich von Logau (1604—1655) einst gesagt:

„Jungfern, Euch die Hände küssen,
Pfleget Euch heimlich zu verdrießen,
Weil man läppisch zugewandt,
Was dem Mund gebührt — der Hand!“

und jener demuthsvollen Unterthänigkeits-Bezeugung slavisch-slavischer und orientalischer Nationen, die bis zum Küßen des Gewandes oder dessen Saum, ja bis zum wirklichen oder symbolischen Berühren des Erdbodens sich steigert — zum Kuß des Staubes, den der Fuß des zu Ehrenden gestreift!

Ueberhaupt spielt die Symbolik beim Kuß, speziell bei dem Handkuß, keine kleine Rolle, vom religiös-sinnbildlichen Handkuß eines Erzbischofs an, der eigentlich dem Ringe — dem geweihten Zeichen seiner Würde — gilt, und der weltlich-symbolischen Grußform des lebenslustigen Wieners: „küß die Hand!“ die er mehr im Mund, als auf dem Munde führt — bis zum weichen „Luftkuß“, der sich durch „Kußhand“ und „Kußfinger“ oder durch leichte, flüchtige oder auch nur scheinbare Berührung irgend eines Gegenstandes mit den Lippen äußert, um per Distanz zu grüßen.

Eine interessante „Kuß - Statistik“ soll ein verstorbener Original der Neuzeit aufgestellt und der Mit- und Nachwelt zu Kus und Frommen hinterlassen haben — über die Zahl der Küße nämlich, die „er“ und „sie“ — seine Gattin — im Lauf von 20 Jahren austauschten! Kus erste Jahr der Ehe kamen nach dieser höchst lehrreichen Kußchronik nicht weniger als 36 500 Küße, was allerdings unglaublich klingt, da es 100 Stück per Tag betragen würde! Im zweiten Jahr blieb freilich nur die Hälfte, im dritten nicht viel mehr als ein Rest von 10 Küßen übrig, die im fünften Jahr auf 2 — morgens und abends — zusammenschmolzen, bis endlich der Kuß ausschließlich nur noch zum Symbol für ganz besonders festliche Gelegenheiten ward!

Trotz dieser beklagenswerthen Vergänglichkeit alles Irdischen ist dem „Liebeskuß“ von jeher der „Grand prix“ zuerkannt worden!

„Ja — solch ein Kuß — das ist ein Kuß!“ rühmt Lessing in seinem Gedicht, welches erst den Kinder-, Freundschafts-, Vater- und Schwesterkuß schildert; und viel früher hat der erste Lyriker des 17. Jahrhunderts, Paul Fleming, schon gesagt:

„Küsse nun ein Jedermann,
Wie er will, soll und kann —
Ich nur und die Liebe wissen,
Wie wir uns recht sollen küssen!“

(Nachdruck verboten.)

Jutta.

Roman von Ela Lindner.

(Fortsetzung.)

Graf Rhaden schien des Kindes Gegenwart völlig vergessen zu haben, doch Jutta selbst war es, die sich dem Vater in Erinnerung brachte. Sie spielte nämlich mit Vorliebe in dem breiten Bogengang, an dessen Ende des Grafen Arbeitszimmer lag, und wenn ihr Lachen so hell und jauchzend durch die Grabesstille des Hauses klang und der Mauern schlummerndes Echo

weckte, dann hob der stille Mann wohl mit leisem Befremden lauschend den Kopf. Und allgemach rüttelte es ihn auch aus seinem dumpfen Schmerz, dies fröhliche Kinderlachen und mahnte ihn gebieterisch an die versäumte Pflicht und an der Väter Wahlspruch: Muthig und stolz! den er schier vergessen, und das Bewußtsein kam ihm, daß er nicht länger hier sitzen durfte und sich abschließen von Welt und Leben. Eines Mannes unwürdig war dies thatenlose Hindämmern! Muthig kämpfen mußte er mit seinem Schmerz und stolz ihn besiegen! Wie viel edler, wie viel selbstloser würde Gabriele getrauert haben! Ihr wäre jener Egoismus des Schmerzes, dem er sich hingegeben, sicher völlig fremd gewesen. Ihre Sorge hätte zuerst und vor allem dem Kinde gegolten, sie hätte besser das einzige Glück gehütet, als er es gethan, und Zutta erzogen im Gedenken an den Vater. Im Sinne der Verstorbenen leben und schaffen, nicht edlere Trauer giebt es um die Todten. Er aber, er hatte dem mütterlosen Kinde auch den Vater noch geraubt. Arme kleine Zutta! Und ein heißes Sehnen flammte in seinem Herzen, ein Sehnen nach Gabrieles Kind. Draußen auf dem Gang war es still geworden. Vielleicht hatte die Wärterin Zutta in den Garten geführt, wenigstens nahm der Graf das an. Aber wie er nun dem alten Stefan klingelte und derselbe auf der Schwelle erschien, schlüpfte plötzlich ein zierliches, elfenhaftes Ding, flink wie ein Eidechselein, neben ihm ins Gemach, lief mit ausgebreiteten Armen auf den Grafen zu und schmiegte in scheuer Zärtlichkeit die rosige Wange an seine Knie. Dann hob es das Köpfchen und die seltsam ernstesten Kinder-Augen schauten bittend zu ihm empor.

„Papa? Zutta dableiben, Zutta bei Papa bleiben, ja? Zutta ganz artig sein.“

Der treue Stefan, dem eine Salzflut in die Augen kam, zog sich geräuschlos zurück. Der Graf aber nahm sein goldblondes Mägdelein in die Arme und drückte es an sich.

„Mein Kind! Mein Kind!“ flüsterte er in tiefer Bewegung. Und Zutta nestelte sich an seiner Brust zurecht, als wolle sie zeigen, daß sie nicht gesonnen sei, diesen endlich eroberten Platz am Herzen des Vaters je wieder aufzugeben. Und freiwillig würde sie es auch wohl nimmer gethan haben, hätte nicht die rauhe Hand des Schicksals mit einem Schläge das stille Glück zerstört, welches an jenem Tage neu auf Bergendorf erblüht war.

Zutta stand im siebzehnten Jahre, als Graf Rhaden durch ein Aktienunternehmen, in welches er gegen seinen Willen verwickelt worden war, den größten Theil seines Vermögens verlor. In dem Augenblicke, da er die Depesche mit der Unglücksbotschaft in Händen hielt, brach er — vom Schläge getroffen — bewußtlos zusammen. Kurz vor seinem Tode legte er noch, wie segnend, die zitternden Finger auf Zuttas Haupt und ein Blick voll unendlicher Liebe ruhte auf dem schluchzenden Mädchen.

„Zutta — mein Kind — muthig und stolz — vergiß nicht — —“

Raum hätte es dieser Mahnung des Vaters bedurft, denn dank seiner vernünftigen Erziehung ließ er kein gebrochenes trostlos jammerndes Geschöpf zurück, sondern ein zielbewußtes, geistesstarkes Weib stand an seiner Bahre.

„Was soll nun aus Zutta werden!“ fragte Tante Jakobine, die an dem Familienrath theilnahm, welcher die gesammte Verwandtschaft nach der Beerdigung noch auf Bergendorf vereinigte. „Bernhard hat seine Einzige reichlich verwöhnt.“

„Ach was!“ brummte Onkel Theophil. „Zutta ist alt genug, um auf eigenen Füßen stehen zu können, andere müssen es auch. Sie mag sich einen Beruf suchen.“

„Theophil!“ kreischte Gräfin Jakobine voll Entsetzen auf. „Bedenke doch! Eine Rhaden!“

„Stt auch ein Mensch, wie jeder Mensch!“

„Aber eine Rhaden kann doch nicht unter die Leute gehen! Soll sie am Ende Kinderfräulein werden oder Verkäuferin? Denn Talente, die noch zu etwas Besserem berechtigen, hat die gute Zutta meines Wissens auch nicht. Es ist entsetzlich!“

„Se, nun — was also dann, wenn Ihr meinen Vorschlag nicht akzeptiren wollt?“ fragte Onkel Theophil, eine leichte Gereiztheit im Ton. „Neußert Euch gefälligst! Joachim, Du hast Dich bis jetzt völlig ausgeschwiegen. Also bitte!“

„Meiner Ansicht nach,“ sagte Graf Joachim ruhig, „wäre es das Zweckmäßigste, wenn Zutta in der Verwandtschaft bliebe. Wir könnten einfach abwechseln —“

„Ich muß für die Ehre danken,“ erwiderte Jakobine steif. „Wer selbst vier Töchter hat —“

„Und noch keinen Schwiegersohn dazu,“ Onkel Theophil lächelte sarkastisch, „ich begreife vollkommen, theuerste Schwägerin, daß Du Dich nicht engagieren willst. Man nimmt nicht ungestraft eine Schönheit, wie Zutta, in sein Haus. Die Konkurrenz ist zu gefährlich.“

„Ich denke doch, meine Töchter können es in jedem Fall mit der rothhaarigen Zutta aufnehmen,“ gab Jakobine pikiert zur Antwort.

„Das ist Geschmacksache!“

„Aber lieber Joachim —“

„Bitte, liebe Jakobine?“ Graf Joachim, der mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb mit dem harmlosesten Gesicht von der Welt vor ihr stehen. „Theuerste, ich finde Zutta durchaus nicht rothhaarig.“

„Zinde Du sie, wie Du willst, in meinem Hause ist für sie kein Platz.“

„Gott, ich würde sie sofort nehmen,“ Onkel Theophil trommelte unmutig auf der polierten Tischplatte herum, „aber — na, Ihr kennt doch zur Genüge mein glückliches Familienleben, auf Rosen wäre Zutta bei meiner Helene durchaus nicht gebettet.“

„Das kann ein armes Mädel auch kaum verlangen. Zutta muß froh sein, wenn sich bei den Verwandten ein Unterschlupf findet. Ansprüche kann sie wahrhaftig nicht machen.“

„Das thue ich auch nicht, Tante Jakobine!“ Hochaufgerichtet stand Zutta im Rahmen der Thür.

Gräfin Jakobine war einigermaßen bestürzt, denn sie wußte ja nicht, wieviel Zutta von ihren letzten Worten gehört. Und das war ihr ziemlich fatal. Man konnte sich da so schlecht herausreden.

„Ich möchte keinem von Euch zur Last fallen —“ Zutta nahm langsam in einem der geradlehnigen Stühle Platz, die den mächtigen Eichentisch umstanden, „und habe darum bereits einen Entschluß gefaßt. Ich will Lehrerin werden.“

Gräfin Jakobine schickte sich an, in Ohnmacht zu sinken, besann sich aber eines anderen und sagte mit schwacher Stimme: „Lieber bringe ich das Opfer und nehme Dich in meine Familie.“

Zutta fuhr auf. „Aber ich will kein Opfer, Tante! Ich kann nicht von Almosen leben.“

„Wozu dieser Hochmuth? Er ist durchaus nicht angebracht in Deiner Lage. Du hast Dich zu fügen —“

„Nicht Dir, Tante Jakobine!“ — Zuttas Antlitz war so bleich, daß es förmlich leuchtete. „Onkel Theophil ist mein Vormund, ich brauche nur seine Einwilligung. Und nicht wahr, Onkel,“ bittend wendete sie sich ihm zu, „Du wirst es thun. Du wirst begreifen, daß ich nicht anders kann —“

„Ja, Kind, ich begreife Dich und — an mir soll es nicht liegen. Ich hindere Dich keineswegs.“

„Theophil! Du wirst doch nicht!“

„Allerdings werde ich, theuerste Schwägerin, und Joachim ist auf meiner Seite, das sehe ich, also —“

„Dan bin ich hier überflüssig —“ Gräfin Jakobine rauschte hinaus. So war es gekommen, daß aus der reichen, verwöhnten Komtesse Rhaden eine arme Volksschullehrerin wurde, die heute durch den sonnengoldenen Frühlingmorgen der alten Fabrikstadt entgegenfuhr, wo sie nach glücklich bestandener Prüfung ihre Thätigkeit beginnen sollte. Leicht war ihr die Lernzeit nicht geworden, und die tausend Entbehrungen, welche die plöbliche Armut mit sich brachte, fühlte sie bitterer, als die Kolleginnen wohl ahnten. Aber das „muthig und stolz“ half ihr durch. Und nun lag die Leidenszeit hinter ihr und mit dieser auch die Komtesse, denn als Zutta Rhaden wollte sie den Kampf aufnehmen ums Dasein, wollte sie hinausziehen in die Welt, hinaus in ein neues Leben.

III.

Es war in dem hellen, luftigen Korridor des Schulhauses zu G., wo Zutta in der Frühstückspause auf den Hülflehrer traf, der mit ihr zugleich über die Treppe hinab in den Hof schritt. Sie betrachtete den langaufgeschossenen, fast knabenhaften Jüngling mit heimlichem Interesse. Das also war der vielumstrittene Professor in spe! Bei der Vorstellung am Morgen hatte sie ihn nur flüchtig gesehen, denn er war gleich darauf durch den Kastellan abgerufen worden. Nun suchte er offenbar nach einem Anknüpfungspunkt, und Zutta, die es bemerkte, kam ihm taktvoll zu Hülfe.

„Ich bringe Ihnen Grüße von Ihrer Schwester“, sagte sie freundlich.

„Danke sehr!“ Er blieb am Hofthor stehen, um ihr den Vortritt zu lassen. „Grete schrieb mir bereits von Ihnen —“

Zutta nickte. „Ich weiß. Auch Sie sind mir kein Fremder. Grete und Lene Berg —“

„Lene Berg?“ Er lachte, und es war ein so fröhlich-spöttisches Lachen, daß Zutta überrascht aufblickte, denn sie hatte ihm diesen impulsiven Heiterkeitsausbruch kaum zugetraut. „Verzeihen Sie, Fräulein Rhaden —“ er lachte noch immer — „aber was Lene Berg Ihnen von mir erzählt hat, kann unmöglich Gutes sein.“

Sie mußte unwillkürlich mitlachen. „Saben Sie ein so schlechtes Gewissen?“

„I bewahre“, erklärte er, „aber die Lene ist meine Todfeindin. Sollten Sie nicht von ihr wissen, daß ich der eingebildetste Mensch bin, der auf des lieben Herrgotts Erde herumspaziert?“

„Sie scheinen sich aber nicht eben viel aus Lenes Meinung zu machen.“

„Nee, thu' ich auch nicht. Ich kenne meinen Werth. Ist mir ganz egal, was die Leute von mir denken, das heißt —“ er hustete in drolliger Verlegenheit — „ich möchte nicht sehr gern, daß Sie mich mit Lenes Augen betrachteten.“

Zutta schüttelte belustigt den Kopf. „Das werde ich gewiß nicht.“

Es war nie ihre Art gewesen, die Meinung anderer ohne jede Prüfung zu der ihrigen zu machen. Sie urtheilte durchaus selbständig, was jedoch nicht ausschloß, daß sie sich häufig genug täuschte, denn da ihrem vornehmen Charakter das Uedle, Niedrige völlig fernlag, suchte sie dasselbe auch nicht bei anderen. Sie dachte groß vom Menschen.

Die Kollegen kamen Zutta ohne Ausnahme herzlich entgegen, und besonders galt dies von dem Direktor, einem freundlichen, etwas korpulenten Herrn, mit bereits leicht ergrautem Haar und Badenbart, und seiner Gemalin, die Zutta vom ersten Tage an in ihr Herz geschlossen hatte. Nur zu Fräulein Pfennig, der Sprachlehrerin, wollte sich das rechte Verhältniß nicht finden. Es lag etwas in der kriechenden Liebenswürdigkeit der Dame, das Zuttas offenem Wesen zuwider war und sie bisweilen direkt abstieß. „Sie ist eine Kage“, hatte Martin Müller gleich zu Anfang

gewarnt, „nehmen Sie sich in acht vor ihr.“ Keiner der Kollegen glaubte der „antiken Jungfrau“, wie der spottlustige Turnlehrer Fräulein Pfennig getauft, die beständige Freundlichkeit, die sie im Verkehr mit ihnen entfaltete, und keiner stand sich darum gut mit ihr. Aber alle Anstrengungen, sie abzuschütteln, scheiterten an der zähen Beharrlichkeit, mit welcher sie ihre Annäherungsversuche fortsetzte, einer Eigenschaft, die den Turnlehrer veranlaßte, sie ernsthaft zur Familie der Aletten zu rechnen. Zutta zog sich so viel als möglich von Fräulein Pfennig zurück und reagierte in keiner Weise auf ihr Entgegenkommen. War nun die Sprachlehrerin dem schönen Mädchen schon vom ersten Sehen an nicht gewogen, so erbitterte sie dieses kühl vornehme Abwehren noch mehr. Sie haßte Zutta, und dieser Haß entsprang einem grenzenlosen Neid. Sie beneidete jedes Weib, das sich von Seiten der Männer einiger Beachtung zu erfreuen hatte, und da Zutta von sämtlichen Kollegen mit der respektvollsten Aufmerksamkeit behandelt wurde, so erhielt das Giftplänzlein in Fräulein Pfennigs Herzen stündlich Nahrung und wuchs sich mit der Zeit zu einem gar stattlichen Baum aus. Und wenn sie nun vollends gewahrte, wie selbst der gallige Zeichenlehrer sein verbissenes Gesicht zu einem Lächeln verzog, sobald Zutta erschien, ballte sie in ohnmächtiger Wuth die mageren Fäuste, und die Kollegen konnten die Götter loben, daß sie keinem von ihnen die Gabe des Gedankenlesens verliehen hatten, denn eine Hymne sang Fräulein Pfennig nicht auf ihre Tugenden. Sie fand dann vielmehr, daß die Männer ein ganz miserables Pack seien, ohne jeden moralischen Halt. Es durfte nur eine daherlaufen mit einem halbwegs passablen Lärchen und gleich hatte sie die Männer am Schürzenband hängen. Sie — Fräulein Pfennig nämlich — mußte wahrhaftig ihrem Schöpfer noch jeden Tag auf den Knien danken, daß sie bis jetzt ihre reine Jungfräulichkeit hatte bewahren dürfen. Ueberhaupt, für solche Waschlappen, wie die waren — eine Bewegung ihres stillboll frisirten Hauptes nach der Seite hin, wo die Kollegen sich ahnungslos unterhielten, nösen „die“ gemeint war — für solche Waschlappen dankte Fräulein Pfennig entschieden. Es gab eben keine Gelden mehr! Ein tiefer Seufzer, begleitet von einem gefühlvollen Augenaufschlag, war gewöhnlich der Schluß dieser Betrachtungen. würde niemand in Zweifel gelassen haben, wer mit dem omi-

Mit Martin Müller verband Zutta eine herzliche Freundschaft. Sie trug ihm eine fast schwesterliche Zuneigung entgegen, und der junge Hülflehrer, der sich vor Zuttas Ankunft im Kreise der viel älteren Kollegen ziemlich einsam gefühlt hatte, weil er naturgemäß andere Interessen verfolgte, als die Verheiratheten, war glücklich, in der Freundin seiner Schwester einen so prächtigen Kameraden gefunden zu haben, der seinen hochfliegenden Plänen das weitgehendste Verständniß entgegenbrachte. Er wollte ja kein einfacher Volksschullehrer bleiben. Wozu hatte man die Prüfungen summa cum laude bestanden, wenn man bis an sein seliges Ende bescheidenlich im Dunkel sitzen zu bleiben gedachte? Nein, Martin Müller wollte höher hinaus. Die Universität war es, die ihn lockte. Wenn er nur gewußt hätte, wovon das Studium bezahlen! Sein ganzer Reichtum war das Gehalt, und wenn er auch nebenbei noch Musikunterricht erteilte, so konnte er darum doch immerhin keine Schätze sammeln. Aber ein kleiner Reserdefonds war trotzdem schon vorhanden, noch ein Jahr fleißig sparen und dann „Fräulein Rhaden, dann kann ichs wagen! Herrgott, wenn ichs erreichte! Das müßt ein Gefühl sein. Wissen Sie, keinen Menschen guckte ich mehr an, so stolz wäre ich.“

Zutta wartete im Schulhof an den Turngeräthen auf den Direktor, den sie zu seiner Frau begleiten wollte, und Martin Müller leistete ihr beim Warten Gesellschaft. Sie hockte auf einem Baumstumpf und schaute gedankenvoll ins Weite, während

er sich auf der niedrigen Reckstange häuslich eingerichtet hatte. Bei seinen letzten Worten hob sie das Köpfchen.

„Wirklich? So stolz würden Sie sein? Dann hat Lene doch vielleicht nicht so unrecht.“

„Fräulein Lene mag sich gefälligst um sich bekümmern“, fuhr er auf. „Ueberhaupt — Sie kennen mich doch nun lange genug, um zu wissen, daß das mit dem eingebildeten Menschen bloße Verleumdung ist.“

„Na!“

Mit einem Satz war er vom Reck herunter. „Soll das vielleicht heißen, daß Sie der Lene beipflichten?“

„Wenigstens finde ich, daß „man“ eine sehr hohe Meinung von sich hat.“

Er lachte. „Wenn das nur keine Rückwirkung ist.“

„Wie so?“

„Weil „man“ sehr viel mit einer gewissen Zutta Rhaden verkehrt, und es ist in der ganzen Welt bekannt, daß diese Zutta stolz und hochmüthig ist.“

„Stolz und hochmüthig!“ Langsam wiederholte sie seine Worte und blickte sich dabei nach einem Maßliebchen, welches neben dem Baumstamm im Grase blühte.

„War ich das je zu Ihnen?“

„Zu mir? Und ob! Sie haben mich manchmal mächtig ablaufen lassen.“

„Aber nein?!“ staunte sie mit ungläubigem Gesicht. „Dann muß sicher ein Grund vorhanden gewesen sein —“

„Ne, gar nicht immer. Aber wissen Sie, ich bin nicht empfindlich. Keiner kann aus seiner Haut, das merk' ich an mir selbst am besten, und Ihnen steckt das mal so im Blute.“

„Was?“

„Nun, eben dieser Stolz. Donnerwetter, Fräulein Zutta, man muß Sie wahrhaftig bewundern!“

„Bewundern? Ich wüßte kaum, weshalb.“

„Aber ich! Nicht jede wäre so müthig gewesen, wie Sie. So alle Brücken hinter sich abbrechen, das will schon 'was bedeuten. Ich hätt' mich ja auch nicht zu vornehmen Verwandten gesetzt und die Hände in den Schoß gelegt und auf das Glück gewartet. Ne, so was ist mein Geschmaack nicht, und ich versteh' ganz gut, daß Sie es nicht mochten und nicht konnten. Wer jung ist, wie wir, der geht in die Welt und baut sich das Glück selber. Wozu lebt man denn sonst? Und wenns auch schmale Bissen wären, lieber hungern als bei irgend jemand das Gnadenbrot essen. Freilich, das „Durch die Welt schlagen müssen“ ist auch nicht immer leicht, gelt, Fräulein Rhaden?“

„Rein — nicht immer“; sie drehte die kleine Blume achtlos in der Hand hin und her, „aber wenn man dann am Ziel ist, ganz von selbst, ohne fremde Hilfe, dann —“

„Dann darf man stolz sein! Na, sehen Sie, jetzt kommt es doch auf meine Rede von vorhin —“

„Nur mit dem Unterschied, daß es mir nie einfallen würde, mit souveräner Nichtachtung über alle anderen hinwegzublicken, wie der Herr Professor in spe zu thun beabsichtigt.“

„Professor in spe! Das haben Sie auch von Lene. Aber was ist denn mit dem Blümel, daß Sie es so miserabel behandeln? Schenken Sie mir's lieber!“

„Ihnen? Wozu?“

„Schauen Sie, das ist nun wieder solch' ein Blick, solch' ein —hochmüthiger. Sie sind natürlich erstaunt, daß der simple Hüfslehrer es wagt, die Komtesse Rhaden um eine Blume zu bitten.“

„Ich bin Zutta Rhaden, die Volksschullehrerin — nichts weiter.“

„Dann können Sie doch auch dem Kollegen das Blümel schenken —“

„Dem Kollegen schenke ich es gern!“

„Dem Kollegen! Das war deutlich, Fräulein Rhaden. Fürchten Sie nicht, daß ich je vergessen könnte, was —“

„Martin —“, es war das erste mal, daß Zutta Gretes Bruder so anredete, — „ich wollte Sie nicht verletzen.“ Herzlich reichte sie ihm die Hand, aus welcher er, schnell verhöhnt, das kleine, halbwecke Maßlieb löste und es dann in sein Knopfloch zwängte. „Also nicht bloß dem Kollegen?“ fragte er dabei.

„Rein“, sie schaute ihm lächelnd zu, „dem Kameraden!“

„Darf der Kamerad noch eine Bitte wagen?“

„Weshalb nicht? Ob ich sie erfülle, ist ja Nebensache.“

„Nebensache? Na danke!“

„Also, was ist es?“

„Nennen Sie mich immer Martin, ja?“

„Aber —“

„Ich bin doch Gretes Bruder“, bettelte er.

„Wenn das ein Grund ist!“

„Und was für einer! Na?“

„Ich werde es mir überlegen.“

„Dann ist's ein „Rein“, das ich als Antwort bekomme, kann ich mir denken. Sagen Sie ja — bitte, bitte, Fräulein Zutta. Ich will auch unheimlich brav werden, wenn Sie es thun. Also?“

Ein Weilchen zögerte sie noch.

„Ja denn —“, sagte sie endlich, sich erhebend.

Da beugte er sich schnell über die weiße Hand, die auf der Reckstange lag, und drückte einen Kuß darauf.

IV.

Herbstsonnenschein lag über den Fluren. In dem kleinen Garten hinter des Direktors Haus blühten hochstengelige Georginen und bunte Asters, und das wilde Weinlaub am Mauertrand färbte sich purpurn.

„Das ist mal wieder ein Tag heute, Alterchen!“ meinte Frau Christine, die strickend neben ihrem gestrengen Eheherrn unter der feinslätrigen Akazie saß und an der goldenen Herbstpracht sich von Herzen erfreute. „Das ist ein Tag! Du solltest wirklich das Kollegium noch zu einem gemeinsamen Ausflug auffordern. Wer weiß, ob das gute Wetter lange anhält? Hörst Du mich auch, Väterchen?“

Der Direktor faltete bedächtig die Zeitung zusammen und schob sie in die Rocktasche.

„Vogtausend, Mutter, wenn das einer nicht hören will! Es plätschert ja von Deinen Lippen, daß man schier an den Wasserfall im Rottheimer Park denken muß“, antwortete er mit gutmüthigem Spott.

„S Väterchen, solch' ein Wasserfall ist ganz hübsch. Wenns nur kein Niagara ist. Aber meinst Du nicht, daß ich recht habe?“

„Freilich, Weibi, Du hast ja immer recht. Ich sprach übrigens auch schon mit Zutta darüber.“

„Na, und was habt Ihr denn beschlossen?“

„Gar nichts. Der Hausmeister kam dazwischen und dann Müller mit einem Brief seiner Schwester.“

„Der Martin Müller? Weißt Du was, Väterchen“ — Frau Christine's Arbeit sank einen Augenblick in den Schoß — „ich denke immer, der Martin Müller hat Absichten auf unsere Zutta.“

„S wo! Ihr Weiber seht auch gleich Gespenster, wenn zwei Leute ein Wort mehr zusammen reden, als die Konvenienz erlaubt.“

„Gespenster! Alterchen, eine Heirat ist doch nicht so 'was Gruseliges.“

„Na, das Gruseln kann einer schon dabei lernen.“

„So?“ Aus Frau Christines braunen Augen lachte der Schalk. „Hast Du das vielleicht in Deiner Ehe erfahren?“

„Na, ich bin Gott sei Dank noch mit einem blauen Auge davon gekommen. Aber das kannst Du ruhig glauben, Mutter, in bezug auf die Futta bist Du ordentlich auf den Holzweg gerathen. Die nimmt den Müller nicht!“

„Ich hab' auch nur von ihm geredet, denn der Mann, der zu ihrem Glück nöthig ist, muß anders aussehen.“

„So! Wie denn zum Beispiel?“

„Lieber Himmel, das kann ich Dir nicht gleich so detaillieren, Väterchen. Aber solch' ein Flederwisch, wie der Martin Müller ist, darfs gewiß nicht sein.“

„Von dieser Flederwischnatur habe ich bei Müller eben nicht viel bemerkt. Er ist manchmal übermüthig, sehr übermüthig sogar, aber das muß man seiner Jugend zu gute halten und seinem frischen Thatendrang. Nein, nein, Weibi, an ihm ist nichts auszusetzen.“

„Das thu' ich doch nicht, Vater. Im Gegentheil. Nur wegen Futta meine ich. Daß er in das Mädchel verliebt ist —“

„Nehme ich ihm nicht übel. Das sind alle.“

„Der Herr Direktor auch?“

„Nawohl, der Herr Direktor auch und noch dazu mit samt seiner ehrenwerthen besseren Hälfte, die aber jedenfalls mehr Chancen hat als er.“

„Gottchen, Alter! Bist Du am Ende neidisch? Du, als Futta's Chef kannst doch nicht verlangen, daß sie Dich morgens vor versammeltem Kollegium mit einem Kuß begrüßt.“

„Bewahre — vor versammeltem Kollegium braucht das gar nicht zu geschehen.“

„Na, hör' mal Alter! Mir scheint wahrhaftig, Du hast das sechste Gebot vollständig verschwigt. Bis morgen zehnmal abschreiben und dann aussagen! Ohne Anstoß! Verstanden!“

Der Direktor nahm lachend ihr Gesicht zwischen beide Hände und küßte sie zärtlich auf den Mund.

„Mutter, Mutter, an Dir ist entschieden ein Schulmeister verdorben. Aber beruhige Dich. Ich weiß das sechste Gebot ganz gut.“

Als er dann Arm in Arm mit ihr dem Hause zuschritt, mahnte sie ihn noch einmal an den Ausflug.

„Der blaue Himmel lockt mich zu sehr, schau, kein Wölkchen! Und morgen paßt es so fein, Väterchen, da ist Sonnabend und der Nachmittag schulfrei. Sprich nur heute mit den andern darüber. Das Wetter schlägt gewiß bald um, und ich denke —“

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist, weiß schon Mutter.“ — — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



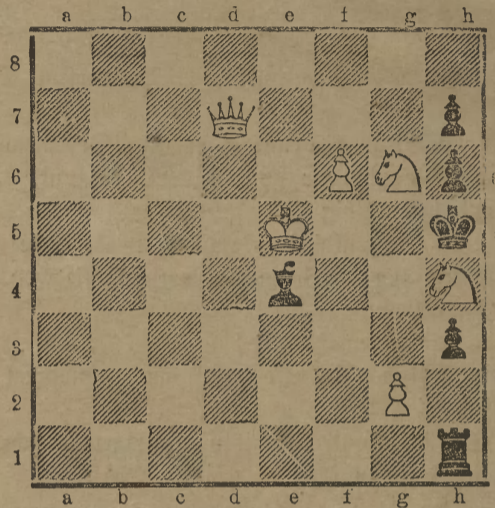
Füllräthsel.

- . — Körpertheil.
- . — Gelübniß.
- . — Fürwort.
- . — Vogel.
- . — technisches Hilfsmittel.
- . — Mineral.
- . — männlicher Vorname.

Es sind Wörter zu suchen, die aus drei Buchstaben bestehen und die beigelegte Bedeutung haben. Sind die richtigen Wörter gefunden, müssen die mittelsten Buchstaben im Zusammenhang gelesen einen männlichen Vornamen ergeben.

Schachaufgabe.

Von D. Nemo in Wien.



Weiß.

(6+6)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Erntefeste.

Auflösung der Geheimschrift.

Wenn einer tausend Tugend übt,
Und nur ein einziges Laster liebt;
Der Tugend wird vergessen,
Das Laster wird gemessen.

Auflösung des Magischen Zahlenquadrats.

16	33	20	37	24
29	21	38	25	17
22	34	26	18	30
35	27	14	31	23
28	15	32	19	36

Auflösung des Rösselsprungs.

Der große Zeiger auf Deiner Uhr,
Wie hastet er, wie jagt er mir!
Doch auf gemess'nem Raum gemacht
Folgt ihm der kleine stille nach.
Und wie viel größer des andern Bahn,
Sie zeigt doch auch nur ein Stündlein an.

Herold.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. cA, 10, K, D, 9, 8, 7; b10, K, 9.
M. a, b, c, dB, aK, 8, 7; bA, D, 8.
G. aA, D; b7; dA, 10, K, D, 9, 8, 7.
Skat: a10, 9.

Spiel:

1. B. cA, aK, aA (-26). 2. G. b7, bK, bA.
Nun giebt der Spieler noch 2 Stiche ab:
M. b3, dA, b9 (-11) und B. b10, bD, d10 (-23).
Damit haben die Gegner 60. Nimmt der Spieler den 2. Stich nicht, geht das Spiel:
1. 2. G. b7, bK, b8 (-4).
3. B. b9, bA, aD (-14). — 4. G. d10, cK . . .
Der Spieler muß stehen und giebt noch einen Stich ab: bD, b10, dA (-24), wodurch die Gegner auf 68 kommen.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Martin Wall, Elisabeth Stieff, Gertrud Garbe, Elsa und Paul König, Erich Malzahn, Max Kurnit, Arthur Gonfierowski, Bromberg.